

Karlheinz A. Geißler



Alles hat
seine Zeit,
nur ich
hab keine

*Wege in eine neue
Zeitkultur*

 oekom

Karlheinz Geißler

Alles hat seine Zeit, nur ich hab keine

Wege in eine neue Zeitkultur

ISBN 978-3-86581-250-6

256 Seiten, 14,5 x 23,8 cm, 19,95 Euro

oekom verlag, München 2011

©oekom verlag 2011

www.oekom.de

Einleitung

»Ah, dass ich nicht alle Menschen und überall bin!«

Fernando Pessoa (1888–1935)

Ich fürchte, ich bin nicht ganz up to date. Mein Handy kann keine Fotos schießen, keine Mails versenden, und wie man eine SMS verschickt ... nun ja. Meine Uhr kann übrigens auch keine Mails empfangen, besitzt zudem weder Temperaturanzeige noch einen Kompass und auch keinen Pulsmesser. Dafür geht sie einigermaßen pünktlich. In Zeiten allgemeiner Unpünktlichkeit übrigens ein ziemlich überflüssiges, fast schon antiquiert wirkendes Merkmal meiner Uhr.

Ich weiß, es ist einfach skandalös, dass ich immer noch nicht an jedem Ort und zu jeder Zeit erreichbar bin. Ich gestehe es ungerne ein, aber meine Fahrlässigkeit geht so weit, dass ich meine Wohnung auch ohne Rufumleitung vom Festnetz aufs Mobiltelefon verlasse; und meine Nachbarn finde ich immer noch ohne die richtungsweisenden Vorschläge von »Frau Navi«. Bisher hat mich die Werbung auch nicht davon überzeugen können, mir eine jener »Quick and Easy«-Haarkuren zuzulegen, die mir den Zeitaufwand für die Spülung nach dem Waschen erspart. Was mache ich nur falsch?

Kein Wunder also, dass mich in immer kürzeren Abständen das Gefühl beschleicht, in meinem Leben irgendwann einmal vom Zeitgeist links liegen gelassen worden zu sein. Ja, ich gestehe es offen, ich schäme mich, so wie ich es letztmalig in der Schule getan habe, als ich in Mathe nicht mitgekommen bin. Doch zum Glück weiß ich wenigstens aus dieser Zeit noch, wie man das mit dem Schämen überhaupt macht und muss nicht erst bei Wikipedia nachsehen.

Ich hab den Zug der Zeit verpasst. Ich stehe, da bin ich mir ganz sicher, auf dem Abstellgleis. Ich fühle mich abgeschoben, und ich fürchte, es wird noch viel, viel schlimmer werden, wenn die nächste Technologiewelle in meinen Alltag schwapppt. Wie nur konnte mir das passieren?

Alte Schule – Neue Welt

Allmählich dämmert's mir. Ich hab das Verkehrte gelernt! Meine Eltern, meine Lehrer, alle haben sie mir offenbar nicht das beigebracht, was das Leben von mir verlangt. Ich bin ein alt gewordenes Kind der Generation-»Festnetz«. Für die Schule, nicht für das Leben habe ich gelernt. Ich habe Bücher gelesen, in Lexika nachgeschlagen, und war ich bei der Rechtschreibung mal unsicher, dann habe ich in den Duden geschaut. Niemand hat mir in meiner Jugend gesagt (und damals auch noch nicht ahnen können), dass man Bücher nicht liest, sondern hört, um nebenher noch etwas anderes tun zu können; keiner mich darauf hingewiesen, dass man bei Wikipedia sehr viel schneller an Informationen kommt als durchs Blättern in kiloschweren Lexika, und gesagt hat mir auch niemand, dass elektronische Rechtschreibprogramme das Blättern und Suchen im Duden überflüssig machen. Man hat mir ganz viel verschwiegen. Warum nur? Wollten sie nicht alle – Eltern wie Lehrer – immer »nur das Beste« für mich? Und das Beste hieß dann: »Stell gefälligst die Musik aus, wenn du deine Hausaufgaben machst!«, »Lies die angefangene Geschichte erst zu Ende, bevor du eine neue beginnst!«, »Jetzt haben wir Physik, Chemie ist erst in der übernächsten Stunde dran!« Immer sollte ich *eins nach dem anderen* machen. Das wurde mir eingebläut. Und versprochen, dass mir – wenn ich mich nur daran halten würde – im späteren Leben Lohn und ganz viel Anerkennung winken würden. Heute weiß ich: Das stimmt nicht! So funktionieren die Welt, das Leben und die Zeit nicht! Man hat mich auf ein falsches Dasein vorbereitet! Und so komme ich mir vor wie eine Dampflokomotive, der man auf dem Weg ins Technikmuseum ein lorbeergeschmücktes Schild mit dem Spruch »Ich bin nun alt und bin bereit, zu weichen der modernen Zeit!« umgehängt hat.

Man soll eins nach dem anderen machen? Wirklich? Für was und für wen soll das heute gut sein? Meinen Kindern – beide vom Stamme der »Digital Natives« – kann ich mit der »Eins-nach-dem-anderen«-Moral nicht mehr kommen. Sie hören schon deshalb nicht auf mich und noch weniger auf meine Ratschläge, weil sie entweder gerade telefonieren oder sich durch einen Knopf im Ohr mit Musik beschallen lassen. Vergeblich bestehe ich darauf, dass wir Terminabsprachen treffen und sie auch einhalten: »Um vier Uhr habe ich Zeit, dann können wir das ja mal durchsprechen,« so mein freundliches Angebot. Was aber geschieht: Jonas ruft gegen zehn vor vier an und sagt, ihm sei etwas Wichtiges dazwischengekommen, sodass unser vereinbartes Treffen um eine halbe Stunde verschoben werden muss. Beim nächsten Mal kommt er gleich eine halbe Stunde zu spät zum vereinbarten Termin und konfrontiert meinen Vorwurf, er sei unpünktlich und das gehöre sich nicht, mit dem nur schwer zu widerlegenden Argument, ich hätte doch genug zu tun, um die Zeit mit etwas anderem als mit Warten auf ihn zu verbringen. Meinen Söhnen ist nun mal anderes wichtiger als mir – und sie sind trotzdem erfolgreich im Leben. Sie machen nicht eins nach dem anderen, sie machen vieles gleichzeitig. Und bei dem, was sie gleichzeitig tun, kommt ihnen immer ganz viel Wichtiges dazwischen. Und so ist es auch nur konsequent, dass sie bei ihren Verabredungen nur mehr vage Zusagen machen und häufig umdisponieren. »Ich meld mich wieder« – das höre ich sie täglich mehrmals sagen.

Seit meiner Schulzeit muss sich etwas verändert haben. Das, was anders geworden ist, muss mehr sein als nur das Zeitverhalten der jungen Menschen. Es muss dafür gute Gründe, Anlässe und Ursachen geben, sonst würden sie nicht so mit Zeit umgehen, wie sie das tun. Die Gründe, Anlässe und Ursachen müssen etwas mit den Umbrüchen, den Veränderungen und den Entwicklungen der Arbeits- und Lebensbedingungen in den letzten Jahrzehnten zu tun haben. Die sind schließlich auch für den Sachverhalt verantwortlich, dass manch ein Erwachsener heute älter aussieht, als er wirklich ist und vor der Frage steht, ob die Zeiten schlechter geworden sind, oder er selbst nur älter. Um darauf eine Antwort zu finden, braucht es eine

Vorstellung von Zeit, insbesondere aber von der Geschichte der Veränderungen des Umgangs mit Zeit.

Und immer wieder die Zeit ...

Doch Vorsicht, das Nachdenken über »Zeit« kann das Leben verändern! Wie der Artist auf dem Drahtseil abzustürzen droht, wenn er in luftiger Höhe über sein Kunststück ins Grübeln kommt, so droht auch denjenigen der Fall in die schwindelnden Tiefen, die bei ihren Balanceakten durchs Zeitliche irgendwann einmal darüber nachzudenken beginnen, was das eigentlich ist, durch das sie sich da Tag für Tag jonglierend und balancierend bewegen.

»Zeit?« Klar! Zeit ist Zeit. Wer macht sich schon viele Gedanken darüber, und wer hat überhaupt Zeit dazu? Seit 2.500 Jahren fragt man sich und andere: »Was ist Zeit?« Doch können wir diese schlichte Frage bis heute nicht in einer Weise beantworten, die es erübrigen würde, sie fürderhin zu stellen. Eine schlüssige Antwort hat man bisher nicht gefunden. Viele Menschen behaupten zwar, sie wüssten, was »Zeit« sei, erkundigt man sich aber nach Details, dann stellt sich meist sehr schnell heraus, dass sie nicht allzu gründlich darüber nachgedacht haben. In Situationen der Ratlosigkeit wie dieser fragte man heutzutage gerne den oft zitierten »Mann auf der Straße«. Der antwortet dann zum Beispiel, Zeit sei das, was die Uhr anzeigt. Andere Männer und Frauen auf anderen Straßen behaupten wiederum das Gegenteil. Zeit, so ihre Auskunft, ist das, was man hat, wenn man die Uhr wegwirft. Wiederum andere, sie zählen zu den ganz Schlaunen, antworten auf die Frage nach dem Wesen der Zeit mit dem dringenden Hinweis: »Entschuldigung, ich bin zu spät dran, muss schleunigst zur Arbeit.« Wie auch immer, es sieht so aus, als könne man annähernd alle Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, auch die klügsten, mit der Frage »Was ist Zeit?« in Verlegenheit bringen. Auf jeden Fall bekommt man darauf seltener eine präzise Antwort, als auf die Frage, wie viel Uhr es ist.

Da »Zeit« als ein so unklares, diffuses Phänomen erlebt wird, ist sie mit vielen Bedeutungen, viel Geschichte und einer Menge Geschichten und Mehrdeutigkeiten überladen. Was wiederum die Neigung bei den Menschen fördert, sich mittels eines Schwarz-Weiß-

Schemas Orientierung im Dickicht des Zeitlichen zu verschaffen. Daher fällt es auch schwer, den jeweiligen Umgang mit Zeit jenseits von »gut« und »schlecht«, von »Gewinn« und »Verlust« zu denken, zu sehen und zu thematisieren. Wir wissen, was eine Uhr ist, sind auch korrekt über den Sachverhalt informiert, dass sie zur Zeitmessung verwendet wird. Was die Uhrzeiger da aber überhaupt messen und anzeigen, von dem wissen wir nicht, worum es sich dabei eigentlich handelt. Trotzdem oder deshalb ist »Zeit« das neben »Mama« meistgebrauchte Substantiv in der deutschen Alltagssprache. Eine statistische Aussage, die auf die Tatsache hinweist, dass die »Zeit« mehr als nur eine schlichte Sättigungsbeilage an der Tafel des Daseins ist. Sie ist vielmehr, wie die leibhaftige »Mama« ja auch, die Voraussetzung des Lebens und damit auch des Essens.

Zeit – Was ist das?

Kurz und bündig: Zeit ist für die Menschen das, was das Wasser für die Fische ist. Die Fische schwimmen im Wasser, ohne sich Gedanken zu machen, worin sie sich da eigentlich bewegen; und so bewegen wir Menschen uns üblicherweise auch in der Zeit. Trotzdem lohnt es sich, dieser Selbstverständlichkeit »Zeit«, der wir unser Dasein verdanken, die uns das Leben schenkt (es uns aber auch wieder nimmt), gedanklich nachzuspüren.

Wenn wir die Zeit suchen, die »verlorene« genauso gut wie die »gewonnene«, dann suchen wir nicht die Zeit, dann suchen wir uns selbst. Der Mensch hat keine bessere Freundin als die Zeit. Als treueste aller Begleiterinnen weicht sie ihm bis zum letzten Atemzug nicht von der Seite. Begreifbar, verständlich und in Umrissen erkennbar wird die Zeit jedoch erst dann, wenn man sich Gedanken über sie macht. Tut man das, verliert man die Uhr aus dem Auge und aus dem Sinn. Was ganz nebenbei beweist, dass die Uhr etwas ganz anderes als die Zeit ist ...

Vielleicht sollte man sich, wenn man der Zeit nachspürt, mit der Auskunft des Mathematikers Lambert zufriedengeben, die dieser am 13. Oktober 1770 an Immanuel Kant schrieb: »Die beste Definition wird wohl immer die sein, dass Zeit Zeit ist.« Na ja, etwas banal und nicht gerade informativ. Nicht viel klüger machen uns jedoch

die Auskünfte, die man von den Vertretern der unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen erhält. Die Physiker – Einstein jedenfalls – sehen in der Zeit »eine hartnäckige Illusion«, wie ja auch Tolstoi, der von der »Illusion des Lebens« sprach. Existenzphilosophen, in diesem Fall Heidegger, sprechen vom »Sein zum Tode«, während die Theologen in der Zeit »den Anlauf zur Ewigkeit« erkennen. Die Psychologen sehen in ihr ein »Empfinden ohne Sinnesorgan«, Sozialwissenschaftler ein »Mittel, um im Rahmen des Vergänglichen Ordnung zu schaffen«. Die Ökonomen verbreiten und verteidigen den Glaubenssatz »Zeit ist Geld«, und der eine oder andere Politiker sieht in der Zeit nicht viel mehr als die Summe von Legislaturperioden. Was aber tun mit einer Definitionsvielfalt, die die Vermutung nahelegt, Zeit sei vielleicht doch nur eine Illusion, die man den Menschen irgendwann einmal in den Kopf gesetzt hat? Glücklicherweise gibt es ja auch noch Germanisten. Sie haben einen Vorschlag, dem alle zustimmen. Die Zeit, so ihr Definitionsangebot, ist »ein einsilbiges Wort«. Wer wollte das bestreiten? Etwas Substanzielleres jedoch haben wir nicht zur Hand. Selbst Martin Heidegger gestand in der Wochenzeitung *Die Zeit* seine Ratlosigkeit offen ein: »Man könnte meinen, der Verfasser von ›Sein und Zeit‹ müsste dies wissen. Er weiß es aber nicht, so dass er heute noch fragt.« Worte des Trostes, die es ratsam erscheinen lassen, sich vorerst einmal mit dem zufriedenzugeben, was man weiß – aber eben auch mit dem, was man nicht weiß. Die Menschen brauchen die Zeit so wenig zu verstehen, um in ihr zu leben, wie die Fische das Wasser. Auch im Zustand der Unaufgeklärtheit lässt sich Zeit gut leben.

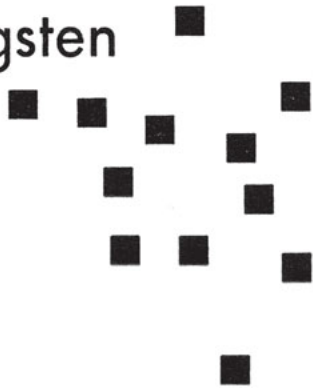
Die Zeit ist, und bleibt es wohl auch, ein durch und durch verwickelteres Rätsel, ein Rätsel mit vielen unterschiedlichen Lösungen. Nichts anderes hat Thomas Mann im *Zauberberg* gesagt, als er die Frage stellte: »Was ist die Zeit?« Seine Antwort: »Ein Geheimnis – wesenlos und allmächtig.« So ist das bei allen großen Rätseln der Welt, von denen die Zeit das rätselhafteste ist. Wenn's um Zeitdinge geht, weiß man nie, ob man die Sphinx ist, die fragt, oder Ödipus, der gefragt wird. Diejenigen aber, die sich trotz alledem die Mühe machen, mehr Klarheit in die »Zeit« zu bringen, die kommen relativ

Zeit ist
das am meisten

Unsrige



und
doch am wenigsten
Verfügbare.



Hans Blumenberg

rasch an einen Punkt, an dem sie sich eingestehen müssen, dass die Fragen immer größer und die Antworten immer kleiner werden. »Zeit« gehört nun mal zu jenen Wörtern, von den Karl Kraus einmal sagte: »Je näher man es ansieht, desto ferner sieht es zurück.« Selbst die großen Denker dieser Welt kamen bei ihren gut geplanten Expeditionen ins Land der Zeit irgendwann in die Situation, dass ihnen der Proviant ausging.

Die Zeit lässt sich auf nichts anderes zurückführen. Nichts existiert »hinter« ihr. Das hat die Griechen bewogen, der Zeit gleich die Gestalt zweier Gottheiten – Chronos und Kairos – zu geben. Das ist auch verständlich, wenn man den Argumenten des großen Philosophen und Mathematikers Alfred North Whitehead folgt, wenn er behauptet, dass sich unmöglich über Zeit nachdenken lässt, »ohne zutiefst die Grenzen der menschlichen Intelligenz zu empfinden«. Sind wir also bescheiden, verzichten wir auf eine abschließende Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Zeit. Oder besser noch, wir folgen dem Rat des Philosophen Ludwig Wittgenstein, man solle unlösbare Fragen gar nicht erst lösen wollen, sondern von ihnen geheilt werden.

Obgleich wir nicht wissen, was Zeit ist, so lässt sich doch beschreiben, was wir mit dem, was wir »Zeit« nennen, tun: Wir füllen mit ihr die Leere, vor der uns graut. Wir konstruieren mit ihr Gewissheiten und Ordnungen im Rahmen des Vergänglichen. Doch wenn wir von Zeit sprechen, sprechen wir eigentlich von etwas anderem, etwas Konkreterem, von Veränderungen, Dynamiken und Prozessen. Hegel sprach von »angeschautes Werden«, dem Übergang von einem Zustand in einen anderen.

Die Uhr misst nicht, wie hartnäckig behauptet, die »Zeit«, sie ermittelt und berechnet Wegstrecken, die von Zeigern zurückgelegt werden und die dann – ihrer zurückgelegten Distanz entsprechend – ganze, halbe, viertel Stunden oder auch Minuten und Sekunden genannt werden. Was wir »Zeit« nennen, wenn wir auf die Uhr schauen, sind Strecken des Zeigerverlaufs. Eine von Menschen hergestellte Prothese, die auch anders aussehen könnte. Wir nutzen diese, um der Zeit, die wir nackt (sprich: in Reinform) nicht wahrnehmen können, eine Anschauungsform zu verleihen. So ma-

chen wir mit »Zeit« und den Maßen, mit denen wir sie einteilen (Stunde, Minute usw.), das, was wir mit anderen Begriffen auch machen: Wir schaffen damit Ordnung, wo wir das, was wir erleben, für unordentlich und bedrohlich halten. Wir stützen der Welt und dem, was sich in ihr verändert, die gedanklich konstruierte Ordnungskategorie »Zeit« über, um die Kontrolle über das Vergängliche zu gewinnen und auszuüben.

Völlig anders als das, was die Uhr anzeigt, ist unser Zeitempfinden, das die Uhr und ihre substanzlose, tote Zeit so wenig zum Verschwinden hat bringen können wie das Fernrohr den Glauben an die Macht der Geister. »Die Zeit«, so Marcel Prousts Blick auf das Zeitempfinden, »ist elastisch. Die Leidenschaften, die wir fühlen, dehnen sie aus, die, die wir erregen, ziehen sie zusammen, und Gewohnheit füllt den Rest aus.« Das Zeitempfinden, unser Zeiterleben und auch unser konkretes Zeitleben unterscheidet sich grundlegend von dem, was die Uhr anzeigt. Zeitempfindungen und Zeiterfahrungen entfalten sich in engem Arrangement mit dem Geschehen, an dem man beteiligt ist. Für den Verliebten, der auf eine Nachricht seiner Geliebten wartet, vergehen in Minuten Tage. Tut sich nichts oder passiert nur wenig, dann kommt uns etwas »zeitlos« vor. Denn Zeit existiert für die Menschen ja nur, weil sie vergeht. In unangenehmen Momenten tut sie das gewöhnlich zu langsam. Ganz anders hingegen das Zeiterleben in glücklichen Augenblicken. Man würde die Zeit in solchen Momenten gerne »anhalten«, sie so lange wie nur möglich genießen. Glück hat keine Zeit, denn alles Glück will Ewigkeit. Spitzen wir's zu: Für diejenigen, die vor einer Klotüre auszuharren gezwungen werden, vergeht die Zeit langsam, meist zu langsam. Andere Zeiterfahrungen hingegen machen die Glücklichen, die sich auf der anderen Seite der Türe aufhalten. Sie befinden sich auf der zeitlosen Seite. Schön für sie! Da das so ist, gibt es im Hinblick auf den Umgang mit Zeit auch kein »richtig« oder »falsch«, wie von Vorgesetzten und Zeitmanagern immer wieder gerne behauptet. Mit der Zeit kann man nur »angemessen« oder »unangemessen« umgehen. Was aber angemessen und was unangemessen ist, das entscheidet die konkrete Situation. Deren Zeitverläufe aber sind nie so ordentlich wie die der

Uhr, nicht so berechenbar, wie der Zeigerverlauf auf dem Ziffernblatt. Deshalb haben wir das, worüber wir klagen: Zeitprobleme.

Keinen Sinn für Zeit

Bekanntlich hat der Mensch keinen Zeitsinn. Was nicht heißt, dass er gezwungen wäre, sinnlos mit der Zeit umgehen zu müssen. Er kann die Zeit nicht, wie das mit dem Raum möglich ist, auf direktem Wege wahrnehmen. Er kann es nur indirekt, über Zeichen und Symbole, unter anderem über die Zeichen der Uhr. Sie bildet die »Zeit« mithilfe von Linien, Kreisen und Zahlen ab. Aber es ist nicht nur die Uhr, die uns auf indirektem Wege an die Zeit und an unsere Zeitlichkeit erinnert. Männer entdecken ihre Zeitlichkeit spätestens in dem Augenblick, wenn sie feststellen, dass ihnen die Kopfhaare ausgehen, Frauen in den für sie schockierenden Momenten, wenn sie ihre ersten Falten entdecken. Ihr fehlender Zeitsinn zwingt die Menschen, die Zeit (oder das, was sie dafür halten) über den Umweg der ihnen gegebenen fünf Sinne wahrzunehmen. Zeit aber nehmen sie dabei nicht wahr, sondern nur Zeichen, die sie für Zeit halten. Spielen wir es einmal durch:

- Der Mensch ist ein zeitblindes Wesen, das vom Sehen träumt. Niemand hat die Zeit bisher zu Gesicht bekommen – mit Ausnahme jener vielen Fehlgeleiteten, die sie mit der Uhr verwechseln. Auch wenn man die Zeit nicht sehen kann, so kann man zumindest »sehen«, dass man die Zeit nicht sehen kann.
- Hören lässt sich die Zeit pur auch nicht. Was wir hören, sind Zeitsignale wie Glocken, Klingeln oder Töne in allen Höhen und Tiefen. Die Zeit selbst aber hören wir nicht. Sie macht nun mal keine Geräusche – und das ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auch gut so.
- Auch riechen lässt sich reine Zeit nicht. Selbst Personen, die behaupten, sie hätten den rechten Zeitpunkt »gerochen«, müssen etwas anderes gewittert haben. Doch nur weil man die Zeit nicht riechen kann, muss man sie ja nicht gleich, wie das häufig getan wird, bekämpfen oder gar totschiessen.
- Zeit lässt sich weder greifen noch ertasten. Sie lässt sich auch nicht, wie es Zeitmanager hartnäckig behaupten, »in den Griff«

bekommen. Alle Versprechen in dieser Richtung sind so haltlos wie die Unterstellung, der Mensch hätte einen »inneren Schweinehund«, den es an die Uhrenkette zu legen gälte.

- Lässt sich die Zeit dann wenigstens schmecken? In reiner Form jedenfalls nicht. Doch man kann ihr indirekt auf den Geschmack kommen. Und es ist nicht die schlechteste Methode, das mit gutem Wein und exquisitem Käse zu versuchen.

Einen weiteren, einen sechsten Sinn hat der Mensch nicht. Das kann man bedauern, muss es aber nicht. Besser man ist mit dem zufrieden, was man hat. Wir müssen nun mal mit dem Schicksal leben, der Zeit niemals persönlich zu begegnen. Das ist kein Anlass, sich aufzuregen, zumal einem die Zeit im Leben immer sehr nahesteht. Denn der Mensch ist letztlich nichts anderes als Zeit auf zwei Beinen. Er *ist* die Zeit, er hat sie nicht. Wer also behauptet, er hätte keine Zeit (und wer kann von sich sagen, das noch nie getan zu haben?), lügt oder ist tot. Auch »Zeitprobleme,« über die wir so gerne klagen, existieren eigentlich gar nicht wirklich. Die Zeit nämlich ist nie ein Problem, das Problem ist immer der Mensch. Eine Welt ohne Menschen (wie es sie lange Zeit gab und voraussichtlich auch wieder geben wird) kennt keine Zeitprobleme. Aus diesem Grund gibt es auch keine Zeitprobleme, sondern nur Probleme, die der Mensch mit der Zeit hat – zum Beispiel Probleme des Selbstmanagements. Machen Sie also in Zukunft einen großen Bogen um die vielen Zeitratgeber, die da stapelweise in Buchhandlungen ausliegen, und werfen Sie diejenigen, die Sie sich bereits zugelegt haben, getrost weg. Sie sind wenig mehr als Anleitungen zur Selbstdiktatur. Also ab in die Papiertonne mit ihnen!

Warum eigentlich *leben* wir die Zeit nicht nur, warum machen wir uns Gedanken über sie, und warum beschäftigt sie uns in so einem Ausmaß, dass wir Bücher über sie schreiben und lesen? Jacob Burckhardt, der große Schweizer Kulturhistoriker, bietet uns eine Antwort an: »Wir möchten die Welle kennen, auf welcher wir im Ozean treiben«, und ergänzt sogleich, »allein, wir sind die Welle selbst.« Zeiterkenntnis, so muss man Burckhardt verstehen, ist immer auch Selbsterkenntnis. Die Neugier, die man der Zeit ent-

gegenbringt, ist stets auch ein Interesse, das man auf sich selbst richtet. Doch diese Einsicht macht die Fragen nach der Zeit nicht leichter, und die Antworten darauf noch schwerer.

Sich die Zeit vorstellen, heißt, sich das Leben vorstellen. Die Zeit ist, wie das Leben ja auch, ein Abenteuer des Denkens und Handelns. Da wäre es denn naiv und töricht, endgültige Antworten und fertige Lösungen zu erwarten. Die Fragen nach der Zeit und dem Leben lassen sich weder wie eine von der Bürokratie erstellte Aufgabenliste Schritt für Schritt abarbeiten noch lassen sie sich abhaken und abheften, wie der Buchhalter das mit seinen Kalkulationen tut. Geht es um Zeit oder gleich ums Leben, geht es nie um Lösungen. Es gibt da nichts zu lösen. Was aber zugleich bedeutet, dass wir von den Fragen nach dem guten Leben und den guten Zeiten nie erlöst werden.

Im Haus der Zeit

Wir sind alle Kinder unserer Zeit. Um das gesagt zu bekommen, braucht man kein Buch lesen. Eher schon, um in Erfahrung zu bringen, wie man zu einem Kind der Zeit wurde und es immer wieder neu wird, und warum man im 21. Jahrhundert zu einem ganz anderen Kind der Zeit wird wie im 17. oder gar im 11. Jahrhundert. Für die, die hierauf neugierig sind, und die für ihr Interesse mehr Zeit aufzubringen bereit sind als Politiker und Politikerinnen für die Lektüre von elektronischen Kurznachrichten, ist das Buch, das Sie in den Händen halten, geschrieben. Inspiriert wurde es von einem Gleichnis, das sich der Kulturosoziologe Norbert Elias ausgedacht und in seinem Standardwerk *Über die Zeit* veröffentlicht hat. Elias erzählt die Geschichte einer Gruppe von Menschen, die in einem unbekanntem, sehr hohen Haus aufwärts und aufwärts stieg. Die ersten Generationen der Gemeinschaft drangen bis zum fünften Stock vor, die nächsten bis zum siebten, die folgenden dann bis ins zehnte, und deren Nachkommen dann immer weiter bis in die hundertste Etage. Eines Tages jedoch brach das Treppenhaus zusammen und die Generationen, die es bis ins hundertste Stockwerk gebracht hatten, richteten sich dort ein. Im Laufe ihrer Zeit vergaßen sie, dass ihre Ahnen auf den unter ihnen liegenden Stockwerken ge-

lebt hatten und wussten nicht mehr, wie sie in die hundertste Etage gelangt waren. Sie sahen die Welt und sich selbst ausschließlich aus der Perspektive des hundertsten Stockwerks und hielten ihre Vorstellungen und Annahmen für die einzig wahren und richtigen.

Tun wir, die wir es uns heute in einem noch höheren Stockwerk wohnlich gemacht haben, dies nicht ebenso? Fragt uns jemand nach der Zeit, schauen wir dann nicht geradezu reflexartig auf die Uhr? Ganz vergessen haben wir, dass die Bewohner Europas dies nicht schon immer getan haben. Erst vor sechshundert Jahren begannen die Stadtbewohner Norditaliens mit der Einübung dieser Reaktion, die den Europäern heute in Fleisch und Blut übergegangen ist. Darüber hinaus ignorieren wir, dass auch heutzutage noch Menschen auf dieser Welt leben (und das sind nicht wenige), die ihr Zeithandeln nicht am Zeitgeber »Uhr« ausrichten.

Dass sich die Zeiten ändern, ist eine Trivialität. Wie sie sich ändern, vor allem aber, wie sie sich geändert haben, das ist hingegen keine. Noch weniger geläufig ist die Tatsache, dass diejenigen Zeiten, die wir für vergangen halten, in vielerlei Hinsicht gar nicht vergangen sind, sondern den Sockel unseres heutigen Zeitlebens bilden. So lautet ja auch die Botschaft von Elias' Gleichnis vom Hochhaus. Man kann eben nur im hundertsten Stockwerk leben, weil sich darunter neunundneunzig weitere Etagen befinden.

Ein Haus, zumal wenn es sich um ein sehr hohes handelt, wird gewöhnlich in Etappen gebaut. So auch das Hochhaus der Zeit. Nur heißt, was bei den Architekten »Bauabschnitt« heißt, beim Zeithochhaus »Zeitalter.« Es sind drei solcher Zeitalter, die sich beim Aufbau des Zeitgebäudes unterscheiden lassen. Sie liefern die Gliederungsvorlage für dieses Buch:

- die vormodernen Zeiten
- die modernen Zeiten
- die postmodernen Zeiten

Diese Aufteilung der Zeit-Geschichte in eine vormoderne, eine moderne und eine postmoderne Zeitwelt ist selbst nicht zeitlos. Sie ist Ausdruck eines modernen Zeitdenkens, genauer noch, eines modernen europäischen Zeitdenkens. Die Zeit nämlich ist selbst

zeitlich, und unser Zeitdenken ist es ebenso. Es gibt keine unbefleckte Empfängnis des Zeitdenkens, auch keine des Zeithandelns, keine der Zeitordnungen und der Zeiteinteilungen. Wir beschäftigen uns, wenn wir uns mit Zeit beschäftigen, nicht mit Zeit, sondern mit ihren Fußabdrücken. Das trifft auf die Gliederung nach Zeitaltern genauso zu wie auf die Teilung der Woche und die des Ziffernblattes der Uhr. Das Werden und Vergehen, das wir »Zeit« nennen, ist so vielfältig und facettenreich, dass sich die Menschen überforderten, wenn sie die Botschaften, die der Lauf der Zeit aussendet, alle wahrnehmen und verarbeiten würden. Menschen nehmen bekanntlich selektiv wahr und selektieren das Wahrgenommene dann noch weiter in ihrem Denken. Auch das, was sie wahrnehmen und kognitiv verarbeiten, ist zeitlich. Schauten ihre Vorfahren zum Himmel, um den Gang der Zeiten wahrzunehmen und über das, was sich dort tat, nachzudenken, so blickten ihre Vorfahren auf die Uhr, zuerst auf die am Kirchturm und später dann auf die am Unterarm. Heutzutage schaut man auf die nackten Zahlen, die in irgendeiner Ecke eines Displays ihr Wesen und manchmal auch ihr Unwesen treiben. Der Sozialwissenschaftler, der sich mit »Zeit« beschäftigt, hat sich zur Aufgabe gemacht, auf die Menschen zu schauen, um diese zu beobachten, wie sie auf die »Zeit« blicken, und was sie sich einfallen lassen, um mit ihrer eigenen Vergänglichkeit und jener der Welt umzugehen.

Aber ganz gleich, welches Netz der Ordnung man auch immer auswirft, um die Zeit einzufangen: Sie lässt sich nicht – so Hans Castorp im *Zauberberg* – »am Schwanz« packen. Um jedoch im undurchschaubaren Werden und Vergehen nicht bewusstlos umhertaumeln und sich in der Zeit und ihren Verläufen treiben lassen zu müssen, haben die Menschen sich immer schon bemüht, orientierende und stabilisierende Wegmarken zu setzen. Wie sie das gemacht haben und wo diese sie dann hingeführt und wovon weggeführt haben, ist das Thema dieses Buches. Viel mehr will und kann diese kleine Geschichte des Umgangs mit Zeit, die hier erzählt wird, nicht leisten. Sie ist, so gesehen, eine Skizze verschiedener historischer Zeitlandschaften, die ebenso auch mit einem anderen Stift und in anderen Farben hätte gemalt werden können. Sie ist ein

Angebot, die Dynamik dessen, was die Zeit mit den Menschen macht und was die Menschen mit der Zeit machen, etwas heller zu sehen – man muss ja dabei nicht gleich an Erleuchtung denken. Zufrieden wäre der Autor schon, wenn dem einen Leser oder der anderen Leserin im Laufe der Lektüre am Altar ihrer Gewissheit einige Lichter ausgeblasen würden.

Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Eine zweite Einschränkung: Wenn hier von Epochen und Epochen­grenzen gesprochen wird, dann sind damit keine scharfrandigen Zäsuren, sondern elastische, geschmeidige Perioden gemeint. Es empfiehlt sich auch so mit ihnen umzugehen, nämlich als ordnende Konventionen, die nicht exakt aufs Jahrzehnt und schon gar nicht aufs Jahr hin bestimmt werden können. Wie jede Epochengliederung, so betont auch die hier verwendete das Trennende, die Differenz, da es um eine moderate Zuspitzung der epochalen Unterschiede geht. Zu kurz kommt dabei an vielen Stellen das, was man nach einem Ernst Bloch zugeschriebenen Wanderzitat »die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« nennt. Doch das ist unvermeidbar. Es ist nun mal der Preis für eine Ordnung, die mit Unterscheidungen operiert und einen Beitrag leisten will, damit der Mensch nicht vollends von den Ereignissen und den Dingen dieser Welt verwirrt und erschlagen wird. Doch wie bei jeder Klassifikation sind auch bei der hier verwendeten Ungenauigkeiten, Willkür und Vereinfachungen nicht zu vermeiden. So wenig es möglich ist, diese völlig auszuschließen, so notwendig und nützlich ist es, um diese Schwächen zu wissen und sie beim Lesen im Blick und im Gedächtnis zu behalten. Den Übergang zwischen den verschiedenen Zeitaltern, von denen in diesem Buch die Rede sein wird, darf man sich daher nicht wie den Sprung über einen Graben vorstellen; es wird auch kein Schlagbaum gehoben, um eine Grenze zu überschreiten. Das wäre eine schiefe und daher möglichst zu vermeidende Vorstellung. Eher schon gleicht der Übergang von einer Epoche zur nächsten dem Fortgehen heranwachsender Kinder aus dem Elternhaus, der, wenn er nicht allzu konfliktreich geschieht, einem langfristigen Entwicklungsprozess folgt und nie ganz zu Ende kommt.

So lässt sich beispielsweise die im griechischen Mythos beheimatete Figur des Dionysos als ein sehr früher Repräsentant jenes Umgangs mit Zeit deuten, wie wir ihn aus unserer Gegenwart kennen. Dem Internetsurfer gleich, schweift auch dieser ziellos umher, ist ununterbrochen unterwegs und wie der Netzsuser im Nirgendwo der Raum- und Zeitlosigkeit zu Hause. Es gibt noch zahllose weitere Beispiele für die Gegenwart des längst Vergangenen und die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: So sind es gerade mal hundert Jahren her, dass Automobile unsere Straßen unsicher machen. Das Rad aber, ohne das kein Auto von der Stelle käme, existiert bereits seit dem vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Fast Food, eine verbreitete und immer beliebtere Form beschleunigter Nahrungsmittelzufuhr, gilt als eine Errungenschaft aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dagegen jedoch spricht die Tatsache, dass wir ein Dokument aus dem Jahr 1378 besitzen, aus dem hervorgeht, dass bereits im 12. Jahrhundert (seit 1134) in Regensburg eine Brotzeitstube existierte, die der Schnellabfütterung – »schnell« war damals lange nicht so »schnell« wie heute – der Brücken- und Dombauarbeiter diente. Die bald tausend Jahre alte Würstelbude zur Betriebsverpflegung, die in Dokumenten als »Kuchn vor der Prukk« bezeichnet wird, verköstigt bis zum heutigen Tag unter dem Namen »Historische Wurstkuchl« hungrige Touristen mit wohlschmeckenden Bratwürsten. Ein Regensburger, der irgendwo auf der Welt in einer der inzwischen weltweit verbreiteten Hackfleischbratereien »schnell mal« etwas gegen seinen Hunger tut, feiert dabei immer auch ein Wiedersehen mit einer alten Tradition seiner Heimatstadt. Was die Imbissbude betrifft, so ist die Vergangenheit nicht nur nicht vergangen, sie ist präsenter und verbreiteter denn je zuvor. Am Anfang der Karriere der Schnellabfütterung steht die »Wurstkuchl« aus der Freien Stadt und Reichsstadt Regensburg, an deren vorläufigem Ende das gelbe »M« an annähernd jeder Ecke der Welt. Nicht an jeder Ecke und auch nicht in jedem Lokal hingegen wird man, wie das in Regensburg der Fall ist, mit einem »Grüß Gott« willkommen geheißten. »Grüß Gott«, das ist eine Willkommensbezeugung aus vormodernen Zeiten, der Gruß einer Zeit, als diese noch in Gottes Händen lag.

Die Zeiten des Körpers, die Rhythmen der Natur und die Kapriolen des Wetters, die einst den Umgang mit Zeit im Alltag bestimmten, es aber schon lange nicht mehr tun, sind uns heute nicht ferner wie die Zeiten der Uhr und die des Computers oder die der (Daten-)Autobahnen. Von dieser denkwürdigen Gleichzeitigkeit dessen, was ungleichen Zeitepochen und Zeitlogiken entstammt, erzählt auch der Autor eines volkskundlichen Handbuchs aus dem Jahr 1911: »Jetzt ist wohl in jedem Hause eine Uhr zu finden, die beim Bauern der Kirchturmuhre meist weit voraus ist. Im Freien aber misst man auch heute wohl noch mitunter die Zeit nach der Länge des eigenen Schattens und überhaupt nach dem Stande der Sonne und nachts nach dem Hahnenkrähen und unter Umständen nach den Bedürfnissen der eigenen menschlichen Natur. Auch ein Kalender fehlt wohl kaum in einem Hause, aber es kann auch noch vorkommen, dass die einzelnen Tage der Woche mit Kreide an einer besonderen Tafel im Zimmer vermerkt werden.«

Doch nicht nur bei den Bauern sind die neuen Zeiten zuweilen die alten. Man muss nur aufmerksam auf das hören, was die Menschen heute, obgleich sie es besser wissen müssten, alles so behaupten. Die Sonne, so sagen sie's ihren Kindern, geht am Morgen auf und am Abend wieder unter. Wirklich? Ist das so? Vor 500 Jahren haben Kopernikus & Co. – so hat's die Lehrerin in der Grundschule doch gelehrt! – die Menschen aus dem Mittelpunkt einer Welt, in der sich alles nur um sie dreht, vertrieben. Trotzdem bleiben wir im Alltag bis heute bei der mittelalterlichen Sicht auf die Welt. Die Tatsache, dass wir Menschen es sind, die da täglich auf- und untergehen, die scheint so kränkend und irritierend zu sein, dass man, zumindest in dieser Hinsicht, auf die Modernisierung seiner Weltanschauung verzichtet.

All das sind Beispiele für die Tatsache, dass nicht nur jede Zeit ihre Zeit hat, sondern auch die ihr vorausgehenden Zeiten mitenthält. Zeitverständnis und Zeithandeln früherer Gesellschaften gehen nicht einfach verloren, fallen nicht einfach weg. Als sedimentierte Ablagerung, Gesteinsschichten vergleichbar, gehören sie auch weiterhin zu den tiefen und wirksamen Schichten unserer Kultur und unserer Zivilisation. Geophysiker würden von »tektoni-

schen Platten« sprechen, die sich unter- und übereinanderschieben und dabei auf der Zeitoberfläche mehr oder weniger dramatische Wirkungen auslösen. Sie zeigen sich als zeitliche Beben in Form von Zeitproblemen, Zeitbrüchen, Zeitrissen und Zeitsprüngen. Die Oberflächenlandschaft des Zeitlebens trägt, wenn man sie als isolierte Einheit sieht und sie nicht als die oberste Schicht verdeckter, tiefer liegender Kräfte begreift. Bei den in dieser Abhandlung als Epochenschwellen markierten Stellen handelt es sich, so gesehen, um Verschiebungen, Brüche und zuweilen auch um eruptive Verwerfungen, die zu neuen Zeit-Oberflächen führen. Sie richten die Wege des Umgangs mit Zeit neu aus, verschütten bisher gewohnte Zeitpfade und machen sie zuweilen unpassierbar. Sie schaffen aber auch neue, vielfach kürzere und schnellere Trassen der zeitlichen Streckenführung. Doch sicher ist: *Einfacher* wird das Zeitleben dadurch nicht. Man kann daher Robert Walsers schlichter, tiefer Wahrheit problemlos zustimmen: »Um den modernen Menschen herum ist gar nichts mehr einfach.«

Es kann also hier nicht um irgendwelche Rezepte für das Management von Zeit gehen. Um mit ihr angemessen umzugehen, bedarf es zunächst eines Wissens über das, was die Menschen im Laufe ihrer Geschichte an Zeitverständnis und Zeitpraxis selbst hervorgebracht haben und von dem sie ihre Zeitdynamik und ihre Zeitimperative empfangen haben und weiterhin empfangen. Denn »das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden« (Soren Kierkegaard).

Auch wenn Zweifel erlaubt sind, ob die Zeiten, die vorwärts gelebt werden und auch immer schon vorwärts gelebt wurden, uns denn auch vorwärtsgebracht haben, so haben sich auf jeden Fall die Zeiten für diejenigen verbessert, die über Zeit nachdenken und darüber schreiben. Kein Mensch mehr landet heute, wie Galilei das vor fünfhundert Jahren noch drohte, auf dem Scheiterhaufen, wenn er laut über Zeit nachdenkt. Dreihundert Jahre später wurde man, wenn man das Gleiche tat, dann zwar bereits nicht mehr erhitzt, sondern »nur« kaltgestellt. Schnell war man ein Sonderling, ein Außenseiter oder gar ein Spinner. Selbst das ist heute nun nicht mehr der Fall. In unseren Tagen geht man kein Risiko mehr ein,

wenn man sich über die Zeit und den Umgang mit ihr Gedanken macht und diese Gedanken dann verbreitet. Im Gegenteil, man wird unter Umständen sogar belohnt, mal mit materieller, mal mit immaterieller Anerkennung. Für Autoren und Autorinnen von Büchern über Zeit verbietet sich aus diesem Grund daher jede Legendenbildung nach dem Muster: »Früher waren die Zeiten besser.« Nein, früher waren die Zeiten nicht besser, sie waren nur früher. *Wie* sie früher waren, darüber in den folgenden Kapiteln mehr.